

Cornelia Siebeck

Den ›Zivilisationsbruch‹ in den Raum stellen.

Subversive Potenziale räumlicher Gedächtnispraktiken zur NS-Vergangenheit

Symposium ›Gedenkort auf Zeit. Formen des Erinnerns in der Kunst‹

Projekt Kaufhaus Joske, Leipzig 8. Oktober 2016

Dann bedanke ich mich erstmal ganz herzlich für die Einladung. Ich freue mich sehr, heute hier sprechen zu können, noch dazu sozusagen im Auftakt. Ich hoffe, ich kann dabei ein paar Fragen aufwerfen, die uns dann durch den Tag begleiten können.

Der Titel meines Vortrags enthält ja eine These, nämlich dass räumliche Gedächtnispraktiken zur NS-Vergangenheit ein subversives Potenzial haben. Wobei ich mit subversiv meine, dass diese Praktiken eine bestehende alltagsweltliche ›Normalität‹ zu stören vermögen.

Wobei ›Potenzial‹ gleichzeitig meint, dass nicht jede räumliche Gedächtnispraxis zur NS-Vergangenheit automatisch subversiv ist – ich glaube, das ist wichtig, dass wir uns das klar machen: in Zeiten, in denen das negative Gedächtnis an die NS-Vergangenheit ›Staatsräson‹ ist, wie es immer heißt.

Jahrzehntelang war das Gedächtnis an die NS-Vergangenheit in der Bundesrepublik ein Anliegen kritischer Minderheiten. Neben Wissen und Gedenken ging es dabei immer auch darum, Sand ins Getriebe einer postnationalsozialistischen Normalität zu streuen. Heute gehört dieses Gedächtnis wie selbstverständlich zum offiziellen Kultur- und Bildungskanon – und ist damit selbst zu einer postnationalsozialistischen Normalität geworden. Das ist natürlich schon auch eine Errungenschaft, und ein zumindest in Teilen gewonnener Kampf. Aber es ist eben im Zuge dieser ›Normalisierung‹ des negativen Gedächtnisses an die NS-Vergangenheit auch etwas verloren gegangen, nämlich ein Gutteil des gegenwarts- und gesellschaftskritischen Potenzials, das diesem Gedächtnis einst inhärent war.

Und meine Frage an uns hier auf diesem Symposium lautet daher: Wie können wir dieses subversive Potenzial im Gedächtnis an die NS-Vergangenheit, und insbesondere in unseren räumlichen Gedächtnispraktiken, bewahren, oder vielleicht sogar: Wie können wir es reaktivieren.

Denn das Gedächtnis an einen ›Zivilisationsbruch‹ muss per definitionem ein subversives Gedächtnis sein. »Den ›Zivilisationsbruch‹ in den Raum stellen«, heißt es ja in meinem Titel – und vielleicht sage ich erstmal, was ich mit ›Zivilisationsbruch‹ meine, das ist ja mittlerweile auch so ein Begriff, der einem schnell mal über die Lippen geht.

Der ›Zivilisationsbruch‹ ist keine objektive Kategorie, nichts, wo man einfach sagen könnte, das ist damals passiert. Der ›Zivilisationsbruch‹ ist vielmehr eine Figur historischer Sinnbildung, eine bestimmte Art, das Geschehene zu interpretieren – nämlich als einen radikalen Bruch. Es handelt sich sozusagen um eine bestimmte Brille, durch die man auf Vergangenheit und Gegenwart schaut: um eine Haltung, die mit den Gesellschaftsverbrechen des 20. Jahrhunderts, und insbesondere mit dem Holocaust, allerart Gewissheiten in Frage gestellt sieht; um einen Blick auf Vergangenheit und Gegenwart, der die historische Erfahrung und fortwährende Möglichkeit eines radikalen Bruchs mit allem, was bislang als zivilisatorisch gesichert galt, zum Ausgangspunkt historischen Denkens und Handelns macht.

Und so gesehen muss es in der Gedächtnisarbeit zur NS-Vergangenheit darum gehen, das »mit der nationalsozialistischen Geschichte verbundene Beunruhigende« auf Dauer zu stellen, wie der Leiter der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora Volkhard Knigge das einmal genannt hat: Im Wissen um diese Vergangenheit sollen also auch gegenwärtige Normalitäts- und Selbstverständlichkeitsbehauptungen immer wieder verunselbstverständlich und einer kritischen Befragung und Reflexion zugänglich gemacht werden.

Es geht also, um nochmal mit Knigge zu sprechen, um »Normalitätserschütterung« und produktive »Selbstbeunruhigung« – darum, den Boden unter unseren Füßen brüchig werden zu lassen. Und das ist eben nichts, was man einmal macht und dann ist es da, sondern das muss immer wieder aufs Neue gemacht werden, immer wieder aktualisiert werden: Was heißt das, in ›Normalität‹ zu intervenieren, sich an Vergangenheit und Gegenwart zu beunruhigen? Das lässt sich letztlich weniger aus der Vergangenheit ›ableiten‹ als aus der Gegenwart heraus bestimmen, oder eben in einem anhaltenden Dialog zwischen Gegenwart und Vergangenheit.

Und nachdem ich jetzt gesagt habe, was ich mit subversiven Potenzialen in Verbindung auch mit dem Konzept des ›Zivilisationsbruch‹ meine, vielleicht noch ein paar Worte zum Thema ›räumliche Gedächtnispraktiken‹. Denn auch das wird oft gar nicht so richtig reflektiert, was das im Kontext von Gedächtnisarbeit eigentlich für ein Medium ist: der Raum.

Räumliche Gedächtnispraktiken sind Strategien des *place making*: ein Ort wird auf eine bestimmte Art historisch bedeutet. Um mit dem Sozialgeografen Tim Cresswell zu sprechen: »Place is how we make the world meaningful and the way we experience the world. Place, at a basic level, is space invested with meaning in the context of power.« Es geht also um historische Sinnbildung im öffentlichen Raum, und um historische Deutungsmacht, und das heißt natürlich auch, dass ein solches *place making* immer potenziell konflikthaft ist.

Den öffentlichen Raum historisch zu gestalten, bedeutet zunächst einmal, Alltagswelt zu gestalten, also das, was Menschen als ›gegeben‹ erfahren und an dem sie nicht vorbeikommen, wenn sie sich im Raum bewegen. Räumliche Gedächtnispraktiken zielen darauf ab, ein historisches Ambiente zu gestalten, Menschen eindrücklich mit einem historischen Raum zu umgeben. Ein solcher Raum sagt etwas über die Gewordenheit der Gegenwart, und über eine wünschenswerte Zukunft. Es geht also darum, ein bestimmtes Narrativ zu objektivieren, es unhintergebar in den Raum zu stellen. Man kann hier buchstäblich Fakten schaffen.

Und das ist auf den zweiten Blick nicht ganz unproblematisch. Räumliche Gedächtnispraktiken nutzen eine spezifische Qualität des Mediums, dass nämlich der Raum durch seine gefühlte ›Unmittelbarkeit‹ so eine Art letztes Refugium von ›Tatsächlichkeit‹ ist. Wo es relativ einfach ist, zu suggerieren, dass es ein Ort selbst ist, dem eine bestimmte historisch-normative Bedeutung innewohnt, und diese in einem Zirkelschluss auch wieder authentifiziert. Faktisch sind es aber wir, die ihm Bedeutung zuschreiben, die diesen Ort machen – in einer jeweiligen Gegenwart, aus einer bestimmten Perspektive heraus.

Ideologiekritiker*innen nennen dieses potenzielle Verschleiern von Autor*innenschaft und Produktionsbedingungen ›Naturalisierung‹, und das funktioniert im Raum aufgrund dieser Unmittelbarkeits-Anmutung besonders gut. Mit dem Kulturgeografen David Mitchell gesprochen: »Landscape representations serve precisely to create (or attempt to create) a total and naturalized environment. If the landscape is a text, then it is a very powerful one indeed.«

Und ich denke, eine subversive Gedächtnisarbeit im Zeichen des ›Zivilisationsbruchs‹ heißt eben nicht nur, an das Geschehene zu erinnern, sondern auch mit konventionellen Repräsentationsformen zu brechen. Und das heißt, dass wir mit ›Naturalisierungen‹ vorsichtig sein sollten, die ja eben genau wieder solche Gewissheits- und Selbstverständlichkeitsbehauptungen produzieren können, die eigentlich unterminiert werden sollen. Stattdessen sollten wir nach Formen suchen, die zwar parteilich sind, die sich aber auch selbst zur Disposition stellen, den Prozess des *place makings* sichtbar halten und Raum für Aushandlungsprozesse lassen.

Und auch diese Frage nach prozess- und diskursorientierten Formen räumlicher Gedächtnispraktiken ist eine, die ich uns mit auf den Weg geben möchte: Wie arbeitet man parteilich mit Orten, ohne sie zu essenzialisieren? Wie geht man sinnvoll mit Orten um, ohne Sinn zu verabsolutieren? Wie gestaltet man Orte, ohne eine bestimmte Gestaltung als ›einzig richtig‹ und alternativlos erscheinen zu lassen? Da bin ich gespannt, ob wir Antworten finden.

Aber nach diesen allgemeineren Worten über die Verräumlichung von Gedächtnis zurück zu unserer spezifischen Frage, nämlich der nach den subversiven Potenzialen räumlicher Gedächtnispraktiken zur NS-Vergangenheit, und zu der Idee, die ich hier stark machen möchte, dass es da vor allem um die Repräsentation des ›Bruchs‹ gehen muss, oder eben dieser Sinnfigur des ›Bruchs‹; und dass das in den letzten 20 Jahren teils verloren gegangen zu sein scheint, oder dass nicht mehr so ganz klar ist, wie das konkret aussehen könnte.

Und worauf ich da zunächst einmal aufmerksam machen möchte ist, dass es die Idee mit der Repräsentation des ›Bruchs‹ schon früh gab, ebenso wie die immer überwiegende Sehnsucht nach der ›heilen‹ Geschichte: über diesen Bruch hinweg zu erzählen, ihn irgendwie einzuhegen, ein positives Narrativ zu retten, vor allem ein positives nationales Narrativ zu retten.

Ich illustriere das immer gerne am Beispiel der Debatte um den Wiederaufbau von Goethes Geburtshaus in Frankfurt am Main, das 1944 bei einem Luftangriff zerstört worden war. Das war sozusagen die erste Auseinandersetzung um die ›richtige‹ Repräsentation der Vergangenheit im öffentlichen Raum nach Ende des NS-Regimes, die auch schon auf nationaler Ebene ausgetragen wurde, oder der jedenfalls nationale Bedeutung beigemessen wurde.

Ernst Beutler, seit 1927 Direktor des Hauses, hatte sofort nach der Zerstörung mit einer Kampagne für den Wiederaufbau begonnen, die er nach Kriegsende noch intensivierete. Dabei fand er breite Unterstützung im In- und Ausland. Unter deutschen Intellektuellen herrschte damals ein veritabler Goethekult: In Goethe hoffte man, wie der Historiker Friedrich Meinecke es ausdrückte, »inmitten der Zerstörung etwas Unzerstörbares, einen deutschen *character indelibilis* zu finden«, also einen ›unzerstörbaren deutschen Charakter‹.

Nur wenige setzten diesem symbolischen Heilungsversuch damals etwas entgegen. Der prominenteste Gegner des Wiederaufbaus war der Publizist Walter Dirks, Mitherausgeber der Frankfurter Hefte, die für einen demokratisch-sozialistischen Neubeginn warben. Unter der Überschrift ›Mut zum Abschied‹ argumentierte Dirks hier 1947, dass zwischen deutscher Geistesgeschichte und dem NS-Regime durchaus Zusammenhänge bestünden: »Es hatte seine bittere Logik, dass das Goethehaus in Trümmer sank. Es war kein Versehen, das man zu berichtigen hätte, keine Panne, die der Geschichte unterlaufen wäre: es hatte seine Richtigkeit mit diesem Untergang. *Deshalb soll man ihn anerkennen.*«

Ein Wiederaufbau, so Dirks, werde hingegen den Anschein erwecken, »als wenn nichts geschehen wäre. Aber es *ist* etwas geschehen, und dieses Geschehen ist unwiderruflich.« Da sollte also ein Bruch manifestiert werden, indem man nicht einfach wieder an Traditionen anknüpfte, ›als wenn nichts geschehen wäre‹: es sollte eine Lücke gelassen werden, ein Raum, der eine kritische Reflexion über diese Traditionen ermöglichen sollte.

Die originalgetreue Kopie des Goethehauses wurde 1951 feierlich eingeweiht, mit Staatsakt, das war dann schon in der Bundesrepublik. Der Bruch wurde überschrieben, sowohl materiell, indem das Haus wieder aufgebaut wurde, als auch ideell, indem der Goethe-Spirit als Gegenpol zur NS-Ideologie konstruiert wurde, die ebenjenen Spirit verraten habe.

Und in dem Zusammenhang möchte ich auch nochmal auf diese spezifische Problematik räumlicher Gedächtnispraktiken zu sprechen kommen, auf dieses ›Fakten schaffen‹. Ein Goethehaus ist entweder da oder nicht da, und jetzt war es eben wieder da, und sein temporäres Wegsein war unsichtbar geworden, ebenso wie die Debatte um den Wiederaufbau.

Der damalige Bundespräsident Theodor Heuss bemerkte in seiner Rede zur Einweihung lakonisch: »[D]ie Dinge, die einmal lebhaften Streit verursachten, sind schon ›den Bach hinunter‹ und schon Stück der Vergessenheit geworden. Aus einem ganz einfachen Grund: Das Haus steht da, die Leistung spricht und wirbt für sich selber.« Das ist wieder dieses Naturalisierungsproblem. Der Soziologe Henri Lefebvre hat das mal mit folgendem Bild umschrieben: »Wenn die Bauarbeiten beendet sind, wird das Gerüst abgebaut« – dann steht man, wie es so schön heißt, vor ›vollendeten Tatsachen‹.

Daher nochmal: Ich denke, wer subversive Gedächtnisarbitrierung machen will, muss Formen finden, die sich nicht apodiktisch setzen, die ihre Produktionsbedingungen und Kontroversität transparent machen, die auch zum Nachdenken über Wirklichkeitsproduktion anregen, die dazu einladen, sich einzubringen.

Und an dieser Stelle springe ich mal in die 1980er-Jahre. Dazwischen gäbe es eine lange Geschichte des gesellschaftlichen Umgangs mit der NS-Vergangenheit zu erzählen, und das geht eigentlich immer entlang dieser beiden Pole ›Bruch‹ oder Kontinuität, bzw. dem Wunsch nach einer heilen Nationalgeschichte und nationalen Identität. Aber das hat sich eben kaum im öffentlichen Raum niedergeschlagen, die KZ-Gedenkstätte Dachau und die Gedenkorte in Bergen-Belsen und Neuengamme entstanden Mitte der 1960er-Jahre auf Initiative von Überlebenden und unter politischem Druck aus dem Ausland, und sie spielten im öffentlichen Leben bis weit in die 70er-Jahre hinein kaum eine bedeutende Rolle.

Die gedächtnispolitische Offensive auf den öffentlichen Raum der Bundesrepublik, in der die heutige Gedächtnis- und Gedenkstättenlandschaft gründet, begann in den späten 1970er-Jahren. Da entstanden basisdemokratisch organisierte Geschichtswerkstätten und Gedächtnisinitiativen, das war ein internationales Phänomen, Stichwort ›Geschichte von unten!‹.

Den damaligen Aktivist*innen wollten einen Gegendiskurs zu dem etablierten, was sie als ›herrschendes Geschichtsbild‹ identifizierten; in der Bundesrepublik lag ein Fokus dabei auf der ›unbewältigten‹ NS-Vergangenheit. Gegen teilweise massive politische und gesellschaftliche Widerstände erforschten und konkretisierten Aktivist*innen jetzt vielerorts lokale NS-Vergangenheiten, markierten historische

Tat- und Leidensorte, aber auch Orte jüdischen Lebens und des antinazistischen Widerstands. Die NS-Vergangenheit kam auf diese Weise gleichsam vor der Haustür der Bundesbürger*innen an, sie konnte nicht mehr auf ebenso fremde wie gefühlt isolierte ›Orte des Grauens‹ wie Auschwitz oder Dachau abgeschoben werden.

Und da haben wir sozusagen den zweifachen ›Bruch‹: Einmal die radikale Intervention in eine vermeintlich ›unschuldige‹ Alltagswelt, die nun in einen doppelten Tatort umgedeutet wurde: Tatort des Gesellschaftsverbrechens, und Tatort des Verschwindenlassens von dessen Spuren.

Zugleich vollzogen die damaligen Aktivist*innen aber eben auch einen Bruch mit konventionellen Formen der Repräsentation von Geschichte im öffentlichen Raum. Die Aktionsformen der Geschichts- und Gedenkstättenbewegung waren happeningartig: Alternative Stadtrundgänge, Workcamps usw. – man baute auf öffentliche Kommunikations- und Reflexionsprozesse, durchaus auch auf Kontroverse und Konflikt. Da sollten nicht nur Themen und Narrative gesetzt werden, sondern man wollte darüber hinaus auch – ich zitiere einen Aktivist*innen – »grundsätzliche Debatten über historische Traditionen« und »ein Nachdenken über die Funktion von Geschichte im öffentlichen Raum« provozieren.

Jenseits des thematischen Agendasettings sollte also immer auch der konstruktive und politische Charakter historischen Forschens, Erzählens und Repräsentierens transparent gemacht und dazu aufgerufen werden, sich zu beteiligen. Geschichte sollte – ich zitiere aus einem programmatischen Text – »in einem gemeinsamen Arbeits- und Lernprozess von vielen« angeeignet werden.

Das wurde als »politische Aktion« begriffen, die sich »explizit auf Konflikte und Problemstellungen in der Gegenwart« beziehen sollte. Wie ein damaliger Protagonist der Gedenkstättenbewegung betonte, ging es in der räumlichen Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit, mit deren bisherigem Verschwindenlassen und ihrer jetzigen öffentlichen Repräsentation, immer auch um »politische Lernprozesse« in der Gegenwart: »Die Spurensuche wird häufig selbst Gegenstand einer politischen Auseinandersetzung. Der Versuch der historischen Aufarbeitung führt fast zwangsläufig zu Gegenwartsfragen«. Die eigene Praxis wurde dabei als eine »Form demokratischen Lernens« begriffen: »Die Beteiligten machen selbst ihre Erfahrungen und gewinnen eigene Einsichten.«

Am weitesten ausbuchstabiert wurden diese partizipativen, prozessorientierten und von daher auch dezidiert antiinstitutionalistischen Ansätze wohl in den Konzepten für ein ›Aktives Museum‹, das auf dem Gelände des ehemaligen Reichssicherheitshauptamtes in West-Berlin entstehen sollte, heute Ort des Dokumentationszentrums ›Topographie des Terrors‹.

Hier wird auch der emanzipatorische Impetus besonders deutlich, der sich eben nicht nur in den bearbeiteten Themen und Fragestellungen, sondern auch in der geschichtskulturellen Praxis niederschlägt

gen sollte. Die Auseinandersetzung mit NS-»Herrschaftsstrukturen und Herrschaftsmechanismen«, erinnert sich eine ehemalige Aktivistin, dürfe nicht selbst wieder im Rahmen einer »hierarchisch organisierte[n] Organisation stattfinden.

Das Aktive Museum sollte daher »etwas sein, das ganz basisdemokratisch und von unten funktioniert. In der eigenen Selbstverwaltung und dem eigenen Denken sollte diesem Herrschaftsdenken etwas entgegengesetzt werden.« Die im Museum klassischerweise getrennten Bereiche der Wissensproduktion und -rezeption sollten im »Aktiven Museum« vereint, Besucher*innen zu Mitarbeiter*innen emanzipiert werden, die dann alle Bereich des Museums gleichberechtigt mitgestalten können sollten.

Und wie die Konzepte der »neuen Geschichtsbewegung« im Allgemeinen, so zeichnen sich auch die des »Aktiven« Museums durch eine bemerkenswerte Konfliktfreudigkeit aus.

Sie sind von einer Vision demokratischen Lernens geprägt, die nicht so sehr auf die autoritative Vermittlung eines bestimmten Wissens oder bestimmter normativer Haltungen ausgerichtet ist, sondern vor allem darauf, alle Beteiligten dazu zu motivieren, sich zu dieser Vergangenheit zu positionieren und in demokratische Aushandlungsprozesse über Gegenwart und Zukunft zu involvieren. Ich zitiere aus einem damaligen Konzeptpapier des Aktiven Museums: »Nicht Konsensbildung durch Verwischung unterschiedlicher Positionen, sondern provozierende Denkanstöße durch die Darstellung von Widersprüchen und Gegensätzen betrachten wir als Voraussetzung zur Entwicklung einer demokratischen Kultur und eines demokratischen Bewusstseins.«

Das sollte also eine Ort sein, der sich permanent im Prozess befindet. »Was die Zukunft eines solchen Aktiven Museums so offen [...] macht«, heißt es in einem programmatischen Text, »sind die sich ständig wandelnden Interessen der Mitarbeiter, die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und die daraus entstehenden Bedürfnisse. [...] Und in letzter Konsequenz: gibt es keine entsprechenden Bedürfnisse, gibt es auch kein Aktives Museum mehr.«

Natürlich bergen solche Konzepte auch einen Haufen Probleme, und haben in mancher Hinsicht etwas Utopisches. Ich stelle das hier jetzt auch gar nicht als Modell für die Gegenwart vor, sondern um diesen *move* zu zeigen, was das heißen kann: »Normalitäterschütterung« und »Selbstbeunruhigung« – eben auch auf performativer Ebene mit Konventionen zu brechen, und es ist ja nicht so, dass Fragen der Repräsentation, der Deutungs- und Definitionsmacht nicht auch eine wesentliche Rolle im Kontext nationalsozialistischer Ideologie und Herrschaftspraxis gespielt haben.

Ich glaube, die geschichtskulturelle Sprengkraft des damaligen Aktivismus wird häufig unterschätzt. Natürlich waren das nicht viele Leute, und natürlich waren die auch nicht überall. Aber diese Markierung der bundesrepublikanischen Alltagswelt als postnationalsozialistischer Raum, das war schon ein

point of no return. Dahinter konnte man nicht mehr zurück, das war jetzt eben buchstäblich objektiv. Auch die Frage, wer über das Geschichtsbild bestimmt, stand nun im Raum, und wer sich mit der Diskursgeschichte zur NS-Vergangenheit in der Bundesrepublik beschäftigt, kann erkennen, dass sich ab da die öffentlichen Debatten nochmal merklich intensiviert haben, dass aber auch neue Strategien einsetzen, diesen nun manifesten »Bruch« wieder einzuhegen und unter Kontrolle zu bekommen.

Diesen Prozess des Einhegens der nun eben buchstäblich im Raum stehenden NS-Vergangenheit, den ich immer gerne als »Neuordnung der deutschen Geschichte« bezeichne, kann ich hier jetzt nicht detailliert nachvollziehen, das wäre definitiv Stoff für einen eigenen Vortrag.

In aller Kürze lässt sich sagen, dass sich nun ein neues nationales Narrativ herausbildet, konsequent ausbuchstabiert erstmals in der viel gelobten Rede des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker zum 40. Jahrestag des Kriegsendes 1985, Stichwort: »Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung«. Hier wird ein offensives Erinnern an die NS-Vergangenheit erstmals als Ressource für eine positive nationale Identität empfohlen, und als »Beweis« für eine bundesrepublikanische Erfolgsgeschichte *ex negativo* – das wäre dann also sozusagen die Heilung der deutschen Nationalgeschichte nicht wie bisher *gegen* das Gedächtnis an die NS-Verbrechen, sondern eben gerade *durch* dieses Gedächtnis.

Und das ist ja dann auch die neue nationale Meistererzählung, die sich im Zuge des *nation building* nach 1990 für die »Berliner Republik« mehr und mehr herauskristallisiert: eine Überwindungs- und Läuterungserzählung, die »die beiden deutschen Diktaturen« als Negativhorizont gegen eine demokratische Gegenwart setzt, derer man sich im Gedenken vergewissern soll.

Ich zitiere in dem Zusammenhang mal aus dem Abschnitt »Die Bedeutung von Erinnerung für das nationale und demokratische Selbstverständnis der Deutschen«, zu finden im Schlussbericht der zweiten Enquetekommission des Bundestags zum Umgang mit der DDR-Vergangenheit, in der Grundzüge einer staatlichen Geschichts- und Gedenkstättenpolitik definiert wurden, das war 1998: »Am Ende des 20. Jahrhunderts müssen die Deutschen mit der Erinnerung an zwei deutsche Diktaturen leben. Die Notwendigkeit von Aufarbeitung und Erinnerung an die beiden Diktaturen, die die Feindschaft gegen Demokratie und Rechtsstaat verbunden hat, schärft das Bewusstsein für den Wert von Freiheit, Recht und Demokratie. Dies, wie die notwendige Aufklärung über die Geschichte der beiden Diktaturen, ist der Kern des antitotalitären Konsenses und der demokratischen Erinnerungskultur der Deutschen.« – also man hört vielleicht, hier geht es weniger um »Selbstbeunruhigung« als um Selbstvergewisserung; und nd dieses Narrativ wurde dann auch der Gedenkstättenkonzeption des Bundes zugrunde gelegt, die seit 1999 als geschichtspolitisches Steuerungsinstrument fungiert.

Diese staatliche Gedenkstättenkonzeption hat einerseits ermöglicht, zahlreiche Tat- und Leidensorte in dauerhafte Lernorte zu verwandeln, Toten und Überlebenden vielerorts ein würdiges Angedenken zu schaffen – deswegen habe ich eingangs auch von einer Errungenschaft gesprochen, und es ist auch nicht so, dass in der Gedenkstättenarbeit zu den NS-Verbrechen selbst jetzt diese nationale Erfolgsgeschichte vermittelt wird. Mir geht es um den diskursiven Kontext, um die affirmative historische Sinnkonstruktion, in die diese Orte eingebettet und in dem sie funktionalisiert wurden.

Andererseits hat aber diese staatliche Förderung zu einer doch sehr weitgehenden Institutionalisierung, Professionalisierung, Musealisierung, Verwissenschaftlichung und teilweise Standardisierung der Gedenkstättenlandschaft geführt, und zu einer deutlichen Entpolitisierung. Also letztlich zu einer Integration des Gedächtnisses an die NS-Vergangenheit in genau die Art von hegemonialer Geschichtskultur, die die Aktivist*innen der Geschichts- und Gedenkstättenbewegung noch in den 1980er-Jahren so stark angegriffen hatten, dazu gab es ja damals zahlreiche scharfe Debatten.

Über die weitere Entwicklung dieser staatlich geförderten Geschichtskultur dies- und jenseits der NS-Vergangenheit, über die schleichende Rückkehr der ›Deutschen als Opfer‹, die zunehmende Würdigung auch so genannter ›Aktivposten der deutschen Geschichte‹, sozusagen als Belohnung für das Negativgedenken – dazu ließe sich noch viel erzählen, und ich beantworte dazu auch gerne noch Fragen.

Aber wir fragen hier ja nach den subversiven Potenzialen räumlicher Gedächtnispraktiken zur NS-Vergangenheit, und was ich da skizzieren wollte, war eben diese Idee, dass es dabei darum gehen muss, einen ›Bruch‹ zu manifestieren. Zugleich wollte ich zeigen, dass es dann aber eben immer wieder auch Strategien gibt, diesen Bruch wieder einzuhegen und unter Kontrolle zu bringen – eine Gedächtnisarbeit, die wirklich konsequent im Zeichen des ›Zivilisationsbruchs‹ operiert, ist einfach grundsätzlich ein gegenhegemoniales Unternehmen, das geht einer Mehrheit immer gegen den Strich.

Dazu möchte ich abschließend noch ein Zitat bringen, und zwar aus der Rede des Bundespräsidenten zum Tag der Opfer des Nationalsozialismus 2015. Ich zitiere Joachim Gauck: »Solange ich lebe, werde ich darunter leiden, dass die deutsche Nation mit ihrer so achtenswerten Kultur zu den ungeheuerlichsten Menschheitsverbrechen fähig war. Selbst eine überzeugende Deutung des schrecklichen Kulturbruchs wäre nicht imstande, mein Herz und meinen Verstand zur Ruhe zu bringen. Da ist ein Bruch *eingewebt* in die Textur unserer nationalen Identität, der im Bewusstsein quälend lebendig bleibt. [...] *Und doch* konnten wir nach den dunklen Nächten der Diktatur, nach Schuld und Scham und Reue ein

taghelles Credo formulieren [...]« – und dann geht es weiter mit demokratischen und rechtsstaatlichen Errungenschaften, da sieht man eben wieder dieses Motiv ›vom Dunkel ins Licht‹.

Aber ein ›eingewebter Bruch‹ – das ist kein Bruch. Das ist höchstens eine Nahtstelle, an der der Blick kurz hängen bleibt, und das dann offenbar auch noch voll ungläubigem Staunen und einer guten Portion Selbstmitleid. Bevor der Blick dann wieder aufs Goethehaus und unsere ›so achtenswerte Kultur‹ fällt, um es mal polemisch auszudrücken.

Und ich frage mich eben, was wären heute Strategien, vor allem auch räumliche Praktiken, das Gedächtnis an die NS-Vergangenheit wieder zu einem subversiven, störenden Gedächtnis zu machen? Zu einem Gedächtnis, das kritische Fragen auch an die Gegenwart stellt?